

# Predigt

von Prälat Leonhard Elsner während der Eucharistiefeier am Gedenktag „60 Jahre nach der Vertreibung aus der Heimat“ in Anikum St. Nikolaus



Liebe Schwestern und Brüder!

Wir gedenken und wir danken an diesem vierten Ostersonntag:

- Wir gedenken der Vertreibung aus unserer Grafschaft Glatzer Heimat vor 60 Jahren.
- Wir danken denen, die uns aufgenommen haben – hier in Anikum oder wo immer ein Transport die Heimatvertriebenen in erbarungswürdiger Situation zurückgelassen hat.
- Und wir danken vor allem dem Herrgott, dem Herrn der Geschichte, dass er in allem Elend uns seine Nähe hat spüren lassen und uns neue Wege geführt hat.

Wir gedenken. Das hat es wohl nach Kriegen aller Art noch nie gegeben: Nach dem furchtbaren Zweiten Weltkrieg wurden aus Ostdeutschland und dem Sudetenland 15 Millionen Menschen vertrieben von Haus und Hof, entehrt, entrechtet, ihrer wenigen Habseligkeiten noch beraubt, als sie in die Güterwaggons gepfercht wurden. Aus Städten und Dörfern zogen überwiegend Frauen mit Kindern und alte Leute kilometerweit über die Straßen zum nächsten Bahnhof.

Man muss sich das einen Augenblick plastisch vorstellen: Haus für Haus wurde systematisch geräumt, von einem zum anderen Augenblick wurden Existenzen zerstört, alles was einem lieb und teuer war, musste zurückgelassen werden. Nach uns zogen polnische Menschen in unsere Häuser ein; sie übernahmen alles frei und gratis, wie es die deutschen Bewohner zurücklassen mussten. Dieses Geschehen kann man nicht verschweigen, man kann es nicht schönreden und auch nicht rechtfertigen; es war einfach ein himmelschreiendes Unrecht.

Es ärgert mich, wenn in diesem Zusammenhang von „humaner Umsiedlung“ gesprochen wird, oder wenn von polnischer Seite behauptet wird, man habe mit den „polnischen Westgebieten“ unserer schlesischen Heimat nur „urpolnisches Land“ zurückerhalten oder wie es manchmal prosaisch ausgedrückt wird: „hier rede jeder Stein polnisch“.

Ich ärgere mich aber genauso über unsere lieben Mitbürger, auch Intellektuelle, die sich keine Mühe geben zu verstehen, dass unsere Heimat wirklich von Deutschen bewohnt war; etwa wenn mir jemand ein Kompliment machen will: „Pastor, dafür, dass Sie in Polen geboren sind, sprechen Sie aber ein gutes Deutsch.“

Durch Verdrehen oder Verschweigen der historischen Wahrheit, durch Gewalt und Kriege, durch Unfrieden und Hass, durch Lug und Betrug lassen sich die drängenden Probleme nicht lösen. Wo Menschen sich in friedlicher Absicht aufeinander zu bewegen, wo sie einander achten und zu verstehen suchen, da wird auch der Boden dafür bereitet, Probleme zur Sprache zu bringen, die gegenseitig belasten.

Ich weiß von einer polnischen Lehrerin, jetzt schon im Ruhestand, dass sie nach einem intensiven, aber freundschaftlichen Gespräch mit den früheren Bewohnern ihres Hauses vor kurzem sagte: „Das höre ich heute zum erstenmal, was mit euch damals geschehen ist, wie ihr unter entwürdigenden Umständen aus diesem Haus vertrieben wurdet.“

Es darf nicht sein, dass die Wahrheit verschwiegen oder verdreht wird. Es gilt nach wie vor der Grundsatz „Wer die WARHEIT nicht kennt,

kann die GEGENWART nicht verstehen und die ZUKUNFT nicht gestalten.“

Folgende Meldungen aus der jüngsten Vergangenheit, die das deutsch-polnische Verhältnis betreffen, ließen mich aufhorchen:

- Beim Besuch von Frau Merkel in Warschau am 2. Dezember 2005 sagte der neue polnische Premierminister Marcinkiewicz: „Man kann die Zukunft nur bauen, wenn man die Vergangenheit kennt, man darf nichts vergessen.“
- KNA (Kath. Nachrichtenagentur) meldete am 1. April: Polens Regierung habe sich mit der Bitte an die UNESCO gewandt, das ehemalige Vernichtungslager Auschwitz umzubenennen in „Ehemaliges nazi-deutsches Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau“, damit nicht der Eindruck entstehe, es sei ein polnisches Vernichtungslager gewesen. Die Begründung für diesen Antrag lautete: Den Polen sei an historischer Wahrheit und Klarheit gelegen. Das müsste ja eigentlich hoffen lassen! Hier gibt es wohl in Zukunft noch viel zu tun. Gerade wir Heimatvertriebenen können vieles in guter Weise anstoßen!
- Meldung von Radio Vatikan am 7. Mai 2006: Erzbischof Nossol, der Bischof von Oppeln, ein unermüdlicher Kämpfer für die Verständigung zwischen Deutschen und Polen werde von beiden Ländern besonders geachtet.

Wir danken. In der Eröffnungsandacht der Glatzer Wallfahrt in Telgte im vergangenen Jahr habe ich in meiner Predigt ein Wort des Jesuitenpaters Alfred Delp in den Mittelpunkt gestellt. Er wurde am 2. Februar 1945 von den Nazis hingerichtet: „BROT ist wichtig, FREIHEIT ist wichtiger, am wichtigsten aber ist die ungebrochene TREUE und die unverratene ANBETUNG.“

1. BROT, d. h. Nahrung in welcher Form auch immer, brauchen wir zum Leben, zum Überleben. Dieses Brot und ein Stückchen neues Zuhause haben wir nach der Vertreibung aus der angestammten Heimat erhalten und damit

die Möglichkeit zum Überleben. Wir Kinder – ich war damals acht Jahre alt – hatten den Vorteil, uns schneller im neuen Zuhause einwurzeln zu können. Dafür möchte ich heute den Ankumern stellvertretend für alle Orte und Städte, wo Heimatvertriebene aufgenommen und mit dem Nötigsten versorgt wurden, ein herzliches „Vergelts Gott!“ sagen. Sie haben am 9. März 1946 Frauen, Kinder und ältere Männer bei sich aufgenommen. Das war ein tragfähiger Grundstein für den Neuaufbau in Deutschland, für die Integration der Millionen Heimatvertriebenen und für die Bereitschaft, Wege der Verständigung und des Miteinanders zwischen ehemals verfeindeten Völkern zu suchen.

2. „FREIHEIT ist wichtiger“, sagte Pater Delp. Bei den Transporten aus der Heimat war der Gedanke der Freiheit nicht ohne Bedeutung. Mein Heimatpfarrer aus Voigtsdorf bei Habelschwerdt, Konrad Leister, erzählte mir später: „Während des Transportes haben wir genau darauf geachtet, in welche Richtung der Zug fährt: - fährt er nach Osten, dann hätte das Sibirien bedeutet und für viele den sicheren Tod – fährt er nach Westen, dann war wenigstens die Hoffnung zum Überleben da – bei aller Entwurzelung, die unsere Eltern als die große Tragik ihres Lebens empfunden haben. Der Kampf ums Überleben hat ihnen vieles abverlangt. Wer in der amerikanischen, britischen oder französischen Besatzungszone abgesetzt wurde, durfte sein Brot in relativer Freiheit essen. Unseren Schwestern und Brüdern in der russischen Besatzungszone blieb diese Freiheit leider über viele Jahre versagt.“

3. „Am wichtigsten aber ist die ungebrochene TREUE und die unverratene ANBETUNG“, sagte Pater Delp schließlich,

- die Treue zu Gott, unserem Schöpfer und Herrn, der uns damals wie heute Wege führt, die wir nicht immer zu verstehen mögen,
- und die Anbetung: nur wenn wir nicht zu fein und zu stolz sind, vor IHM in die Knie zu gehen und die Hände zur Anbetung zu falten, haben wir unser Menschsein angenommen, nur dann kann es richtig und unverbogen zur Entfaltung kommen.

Liebe Schwestern und Brüder! Ich habe größten Respekt vor dem Beispiel meiner Eltern. Ich weiß nicht, ob sie wegen des Verlustes von Hab und Gut, wegen der unwürdigen Vertreibung aus der Heimat und wegen des mühseligen Neuanfangs mit Gott gehadert haben. Aber eins weiß ich: sie haben nicht aufgegeben. Sie haben sofort ausgekundschaftet, wo inmitten der weiten Diaspora um Oldenburg die nächste katholische Kirche ist und wann dort der Sonntagsgottesdienst ist; das bedeutete für die Familie: zuerst etliche Kilometer zu Fuß gehen und das letzte Stück mit der Bahn fahren. Auf den Sonntagsgottesdienst verzichten, das gab es nicht! Zum Tagesablauf gehörten selbstverständlich die täglichen Gebete und im Mai und Oktober der Rosenkranz. Selbstverständlich gehörte dazu die jährliche Wallfahrt zur Gottesmutter, für uns im Oldenburger Land hieß das Bethen, aber auch Telgte.

In der dankbaren Rückschau auf diese Zeit werde ich im Blick auf die Treue im Besuch des Sonntagsgottesdienstes an die Aussage der

Martyrer aus Abitana im 4. Jahrhundert erinnert: „Ohne das Mahl des Herrn vermögen wir nichts.“ Zu allen Zeiten, und besonders in Zeiten der Not war die Eucharistie das Geheimnis des Lebens der Christen, die Speise der Zeugen, das Brot der Hoffnung. Und ich denke bei dieser erlebten Glaubenstreue an das Wort des Josua, des Nachfolgers des Mose. Er stellte das Volk Israel vor die Entscheidung: „Wollt ihr Gott dienen oder den Göttern?“ und er bekannte selbst „Ich aber und mein Haus: wir wollen dem Herrn dienen!“

Dank für Glaubenstreue. Wir dürfen danken, dass auch in dem schwersten Jahr Gott uns nicht abhanden gekommen ist und dass er unsere Wege mit uns gegangen ist. Mögen wir heute und auch in Zukunft singen können, was schon unsere Eltern und Vorfahren in der Heimat gesungen haben:

„Alle Tage wollen wir dich und deinen Namen preisen. Und zu allen Zeiten dir Ehre, Lob und Dank erweisen. Rett’ aus Sünden, rett’ aus Tod, sei uns gnädig, Herre Gott!“